

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
Einzelnummern kosten 20 Rappen / Erschließung auch in sämtlichen Bahnhöfen-Kiosken / Abonnements-Eingangsstellen auf Postämtern
Konto VIII b 68 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft "Schweizer Frauenblatt", Zürich
Interaten-Annahme: August (Str. 2.-G.), Stadelhofen 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Telefax-Rote VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchverlag Winterthur AG, Winterthur, Telefon 2 22 52, Telefax-Rote VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die Anspalte 10mm
meterlang oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / Geschäftsgebühr 60 Rp. / keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate - Interatenschluss Montag abend

Alles oder nichts

So, du bist frei, mein Volk, von Eisenketten,
Frei von der Fingerringen aller Schanden,
Kein Hochgeborner schmückt dir die Wange,
Und wie du liegen willst, darfst du dir betten!

Doch nicht kann dies dich vor der Herrschaft retten,
Die ohne Grenzen schiebt von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf in weichen Samtgewänden
Schafft sie zum Leib'n sich all bemohnte Stätten.

Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden
Von ihres Duncstes löblicher Umpflügend,
Nicht tapier um der Seele Freiheit ringen:

So wird der Feind stets offene Tore finden,
Und deinem Werte rauben die Erfüllung,
Und jede Annehmlichkeit endlich wiederbringen!

Gottfried Keller

Der 1. August

El. St. Es ist das Los einer Wochenszeitung manch-
mal gezeugen zu sein, den Ereignissen vorzuziehen,
oder dann das Drum auf sich nehmen zu müssen,
"wie die alte Faustacht" hinterher zu hinken.
Dieses Jahr wird fast eine Woche zwischen dem
Ergebnis dieses Artikels und unserem nationalen
Feiertag liegen. Aber wie man sich innerlich gerne
auf die großen Feiertage der Kirche und des Landes
vorbereitet, so wollen wir Schweizerinnen
auch in Ruhe und Sammlung uns klar machen,
was der 1. August uns, unseren Familien und un-
serem ganzen Volk bedeutet und auch dieses Jahr
zu legen hat.

Wenn wir uns dieses Jahr mit einem tiefen
Gefühl der Dankbarkeit über das endlich erreichte
Ende des Krieges, und die uns mehr und mehr
wunderbar erscheinende Bewahrung freuen, so
kann man dieses Jahr eigentlich nicht anders,
als mit einer tiefen Bekürdung an das vergangene
Jahr prüfend- und das kommende Bundesjahr hin-
zudenken. Denn nicht nur ist die Welt noch wirk-
lichen Frieden mindestens ebenso weit entfernt, als
vor einem Jahr, sondern das und dort kammen
gefährliche Unruhen auf, und in vielen Ländern
ist die Gewalt, die brutale Macht des Stärkeren
noch vermehrt an der Tagesordnung, das von
einer inneren Aufschau, von einer Erholung von
den erlittenen Wunden keine Rede sein kann. Eng-
kernigkeit, Mächtig, Wiktoren und Mangel an
Verständnis und Ehrlichkeit erschweren und ver-
gessen die Verhandlungen jener, die beraten wä-
ren, das Chaos unter den Völkern zu liquidieren
und in den besiegten, und was noch schlimmer ist,
sogenannten besetzten Staaten für Recht, Freiheit
und Ordnung zu sorgen.

Mit Entsetzen erfahren wir Schweizer von den
fürchterlichen Zuständen, unter denen noch viele
Völker leben müssen, und wenn auch jeder verlan-
gen will, daß nach einem solchen Krieg es lange
Zeit braucht bis zu einer völligen Gesundung, so
hatte man doch gehofft, daß in gewissen Beziehun-
gen Leiden und Martyrium rascher sollten gemil-
dert werden können.

Inmitten dieser Leidenden, und immer noch ster-

benden Welt, steht die Schweiz wie ein intakter,
gesunder, leistungsfähiger Mittelpunkt da. Und
wenn man heute steht, mit welchem rückstichlichen
Glan sie wieder in die Vergangenheit, in die
bürgerliche Selbstheit der Vorkriegsjahre sin-
gen, so verliert man alle jene aus freigelebenden
und besetzten Ländern kommenden Fremden, die
konstatieren, daß uns Schweizern etwas fehlt, daß
wir irgendwie eine Epoche verfaßten haben und
nun einfach nicht insustand sein können, den aus-
gesprochenen und seelischen Anschluß an alle jene zu
finden, denen nicht wie uns die Freiheit b e w a h r t
worden ist — gewiß ja auch dank gewissen, zum
Teil großen Opfern — weil wir nicht um
dieser Freiheit willen aus unserer Heimat
u n d e r l a n d e n fliehen und für sie in den
Tod gegangen sind. Wir hätten es sicher auch getan,
denn "rei lebt nur, wer sterben kann", aber das
Völkerverständnis forderte dieses Opfer nicht von uns.
Und so sind wir wohl die, die immer guten Willens
gewesen sind; aber dadurch, daß es beim Vor-
gang und guten Willen gegeben ist, stehen wir nun
irgendwie isoliert, gekemmt und von den andern
nicht ganz ernst genommen, inmitten einer aufstei-
genden Menschheit, die durch das Keuferste an
Eid und Opfer und Leistung gegangen ist.

Es ist nicht so, daß der Schweizer gleichgültig von
seiner Friedenssinnlichkeit zuschauen würde, was rings-
um geschieht. Aber die Redensart: "Man mag das
besser erlitten haben", stammt aus einer weisen Be-
sinnserfahrung. Und so stehen wir eben oft fah-
lungs- und hilflos vor Zuständen, die wir froh, zu-
furchtbar und ungläublich sind, als daß eine, weil
außerhalb des Erlebens stehende, normal und
vortrefflich eingestellte Mentalität sie fassen kann.

Statt nun aber durch eine möglichst gleichmä-
ßige, politische und wirtschaftlich friedliche Ent-
wicklung möglichst viele Kräfte seelisch und materiell
zur Hilfe für das leidende Ausland bereit zu stellen,
werden Streiks, Unzufriedenheit, überhöhten
Forderungen großer Interessentengruppen mit al-
len Mitteln geächtet. Politische Sünden werden ge-
sücht, die alle ebenso unnützlich wie ungesund sind,
und die nur dazu dienen werden, unserm Land und
Volk den Übergang aus einer schwierigen Kriegs-
und Nachkriegszeit und den Anschluß an die inter-
nationale Entwicklung zu erschweren.

Immer größerer Vereinstaltung unserer Lebens-
haltung, Verminderung unserer materiellen An-
sprüche, zwecks eines besseren Anschlusses zwischen
denen, die zu viel und denen, die zu wenig haben
werden, unumgänglich nötig sein. Nur sollte die
große Gefahr einer immer mehr um sich greifenden
Verfaßtheit aller Lebenssphären vermieden
werden, damit wir ein tüchtiges, tatkräftiges, zu-
verlässig arbeitendes Volk bleiben, treu dem
Grundbau, daß der brave Mann sich selbst hilft.

Den Frauen, deren Anliegen so kleinlich, so
spießig immer wieder "habach" geschieht werden,
und denen das Wohl der Heimat gleich eben so
sehr wie dem sogenannten "Souverän" am Her-
zen liegt, möchten wir an diesem ersten August
eines sagen: Ihr seid auf dem rechten Weg, ver-
leert nur den Mut, die Ausdauer und den Humor
nicht. Glaub an Spittlers: mein Herz heißt
"Dennoch" — Die Resultate der beiden Basel
Kantone, und die miserable Stimmbeteiligung be-

weisen ja vor allem zwei Dinge. Erstens, daß eben
nur ein kleiner Teil der Männer unser Land durch
solche Vorlagen in einer vorläufigen Gefahr glau-
ben, und deshalb stimmen gingen, und zweitens,
daß eben in der Mehrzahl nur die zur Urne gehen,
die aus irgend einem edleren oder unedleren Grund
à tout prix gegen die Mitarbeit der Frauen sind.

Würde einmal eine Abstimmung über das
Frauenstimmrecht mit einer die männlichen Par-
teien und Gemüter wirklich aufreizenden Abstim-
mung verbunden — was bisher merkwürdiger-
weise nie der Fall war (Abstich oder Zufall?)
würden vielleicht die Resultate etwas anders aus-
sehen. Denn dann würden vielleicht auch alle die-
jenigen ein Ja einwerfen, die heute ja Hause blie-
ben, weil sie sagen: mir ist es gleich ob es kommt
oder nicht, im Grunde ist es richtig, aber ich laufe
deswegen nicht extra an die Urne. Die NZZ
hat in einem Leitartikel zur Würdigung der Basler
Abstimmungen sehr treffend gesagt: "So oder
so, das Problem des Frauenstimmrechts bleibt auf
der Tagesordnung." Von überbordendem Unmut
über die Resultate haben wir bis jetzt in den maß-
gebenden Frauenkreisen sehr wenig gefunden, aber
offenbar ist es für die männliche Psychologie un-
fassbar, daß, die an Subordination gewöhnten
Schweizerfrauen auch die vergangenen und noch
viele kommenden Niederlagen in Anmut und Hu-
mor zu tragen verfehlen.

Die Schweizer Frau in der Landesverteidigung

Der Generallstabchef über den Frauenhilfsdienst

Der Bericht des Generallstabchefs, Oberstforst-
kommandant Huber, gibt eingehend Rechenschaft
über die einzelnen militärischen Sachgebiete. Dabei
wird immer wieder auch die Mitarbeit des Frauen-
hilfsdienstes erwähnt, der zu Ende des Abdienstes
einen Bestand von rund 17 000 Frauen auf-
wies.

Im Armeekommando beendeten die FFD,
beispielsweise die Fernschreiber und stellten ge-
meinsam mit Telefonistinnen der PZ-Verwaltung
den Betrieb der Verbindungsmittel sicher.
Wertvolle Arbeit erfüllten sie im A b o r d -
u n d P e i l d i e n s t. Ihre Aufgabe war die Beschaffung
von Funknachrichten aus dem kriegführenden und
neutralen Ausland zu Gunsten der Nachrichtenstel-
lung. Die Beobachtung der verschiedenen Sender-
dauerer Tag und Nacht ununterbrochen. Es mußte
eine eigene militärische Organisation geschaffen
werden. In zwei Kurien wurden im Frühling 1940
je 20 freiwillige weibliche Hilfsdienstpflichtige im
Abhören von Telephonverbindungen, Ablesen von
Bullekens und im Fernschreiberdienst ausgebildet.
Bereitet wurden Nachrichtenmissionen in deut-
scher, französischer, englischer, italienischer und rus-
sischer Sprache. Anfangs Juni 1940 wurde dann
dieser Dienst von der Gruppe O b r übernommen.

Im Jahre 1943 begann die Armee mit der Aus-
bildung für den A b r i e s t a u b e n d i e n s t, wobei
sehr gute Erfolge erzielt wurden.

Im U b e r m i t t l u n g s d i e n s t waren schon

Aber wir wollen doch am 1. August, als an un-
serem nationalen Feiertag aufs Neue und Nach-
drücklich feststellen, daß wir Frauen so lange un-
serer Forderung auf volle Mitarbeit und Mitver-
antwortlichkeit am Schicksal unseres Volkes stellen
werden, bis wir sie haben werden. Das Wohl und
Wehe der Völker, das Schicksal des einzelnen Men-
schen sind von Gott nicht nur in die Hände des
Mannes gelegt worden. Wo man aber der Frau
die Mittel verweigert, trotzdem am Aufbau der neuen
Welt mitzuarbeiten, da wird ein Unrecht vor Gott
und den Menschen begangen.

Wenn dieses Jahr von Berg zu Tal unsere "Jun-
gen" gähnen und schlafen werden, da werden un-
sere Gedanken weit über unsere reichen Herden und
Fänge hinauszufliegen zu denen, die wir entweder
nach ihrer Emigration oder Internierung nicht
sehen lassen mußten in ihre ungewissen Schicksal;
und auch zu all den vielen, die noch in bitterer
Not, Armut und Hunger leben, und deren Augen
und Herzen voll Sehnsucht nach unserer Hilfe ver-
langen. Und auch all der vielen unserer eigenen
Landesleute gedanken voll, denen der Krieg Heimat
und Existenz zerstört hat, und denen wir durch
die diesjährige Bundesfeier-Sammlung helfen
müssen.

Möge einmal mehr das Schweizer Volk den 1.
August feiern unter dem Losungswort: Helfen,
Trösten, Heilen.

Die Schweizer Frau in der Landesverteidigung

vor der Kriegsmobilmachung 1939 auf zwei Zi-
entralen der Militärärzte des Flieger-Probach-
tungs- und Medizinstabs und der Grenzstruppen
einige wenige Frauen als freiwillige SD. Ge-
teilt. Die Bewährungsprobe bei Beginn der Kriegs-
mobilmachung hatten sie so gut bestanden, daß
schon damals der Wunsch kaum gewagt, möglichst
bald recht viele weibliche Hilfskräfte für den Ersatz
von an der Front dringend benötigten Soldaten
einsetzen zu können.

Ein erster Kurs von 20 Frauen und Töchtern,
die sich freiwillig zum Militärdienst gemeldet hat-
ten, wurde vom 1. 4. bis 11. 4. 44 unter Ober-
abteilung durchgeführt. Zum erstmaligen wurden in
einem kurzen Instruktionskurs Frauen zum Dienst
in Kranklein und als Anforderrinnen von Radio-
Telephonstationen ausgebildet. Ein zweiter
Kurs folgte sofort. Beiden Kursen war voller Er-
folg beschieden. Zur weiteren praktischen Ausbildung
in ihrem eigentlichen Arbeitsgebiet kamen diese
Gesellinnen in das Rumpfruch-Verbandes des Ar-
meekommandos, wo sie im Gebirgsdienst, Nach-
richtenschreiben, Apparatekenntnis, Aufnahme von Te-
lephonierenden weiter geschult wurden.

Eine größere Anzahl von FFD, erhielt dann
ihre Ausbildung in den FFD-Kursen in Morischach
(Aargau), wo eine besondere Gruppe für den Ver-
bindungsdienst bestand. Diese FFD, wurden vor-
nehmlich als Fernschreiberinnen oder zur
Fernschreiberübermittlung angeeignet. Es lie hier be-
sonders an die verschiedenen Anforderungen auf-
merksam gemacht, damit in Zukunft allen Ausbil-

Im Spiegel des Alfers

Roman von Elia Wenger

Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich

Die Zeit, die ich in Düsseldorf verbringen sollte,
war abgelaufen. Studie um Studie nagelte ich an die
Wand. Die letzte, meine beste, nahm Wilhelm Sohn
als ein Andenken. Ich hätte ihm lieber eine weniger
gute verehrt, denn ich mußte doch Beweise mitbringen.
Ich war mit einem Bild fertig geworden, einem Bild,
das mir damals natürlich schon vorkam. Ich wollte es
ausstellen und könnte mir jetzt noch darüber die Haare
ausraufen; denn mer geht gleich mit ihrem ersten Bild
vor das Publikum? Ich natürlich, harmlos, wie die
Natur mich geschaffen, ich magte es. Der äußere
Erfolg gab mir nicht unrecht, denn der Zürcher Kunst-
erinnerer faßte es in seine Verlorung. Ob der Preis des
Bildes — es war groß und mit Goldrahmen versehen
— eine Rolle spielte oder der damalige sentimentale
Geschmack, ich weiß es nicht. Nach weiß ich, wer es
genommen hat, und bin froh darüber, denn sonst hätte
ich wohl einen Bogen um das Haus machen, in dem es
hängt, wie um das violette Samolfa der Tante
Kamilla. Gut, daß manches, dessen man sich schuldig
gemacht, verhängnisvoll ist als ein Delibid, man bege-
gnete sonst allzu oft den Gespenstern seiner Jugend-
licher.

So nahm ich denn frühlichen Herzens Abschied von

den Rees und dachte nicht anders, als im kommenden
Herbst mich wieder einzufinden. Das Schifflein, das
am Gesipst meines Lebens wab, lag aber schon eilig
hin und her. Die Wege, auf denen ich zu gehen hatte,
lagen hell und harmlos da, und ich betrat sie gern
und ohne Sorgen. Im Laufe des Sommers begegnete
ich dem Menschen, auf den meine Augen mein Leben
lang gerichtet blieben. Meine Bahne, mein Wetter-
fähnchen änderte die Richtung und flatterte nicht mehr
nach der Seite der Kunst, sondern nach der Seite des
praktischen Lebens. Statt Silber zu malen, fielen ich
Deden und Rissen für meinen Haushalt, sammelte Ga-
belen und Käse, häufte Tischlilien und Geranien und
lernte zu guter Letzt das Kleidernähen. Das war lä-
cherlich. Aber typisch, typisch und mädchenhaft. Die
Liebe braudt jo ein Mädchen ja bloß anzuladen und
es fängt schon vor ihr auf die Knie. Freilich liebte
ich trotz alledem selten dort liegen. Auch ich erbot
mich, nachdem ich geopfert, was mir gut schien und mir
Beliebtes war, und fehrte zurück zu meinen frühen
Gedankenreizen. Ich leitete ein Mädel mit v-fen Schül-
tern. Und noch einmal schwante mein Lebensschiff
dem vorzeigenswerten Wege ab und schwamm in unbe-
kannten Gewässern. Sie kamen mir blau und glänzend
vor und blieben es. —

St. Blaise und das Schattenpiel.

Vor gar nicht langer Zeit wünschte ich mir sehr,
einmal wieder durch St. Blaise fahren zu können. Wie
klar sah ich zurück in die Vergangenheit, und wie hell
strahlte sie. Lebendig wurden mir die Leute, die dort
im weißen Hause gewohnt hatten und gegangen, ge-

trippelt, herumspollert waren: Tante Adele mit den
seidenen tangenden Bäcklein neben den Ohren und der
schwarzen gestickten Schürze. Caroline, ihre Milch-
schwester, Dienerin und Vertraute, spinnastig, flach-
brüstig, lang und giftig, wo sie nicht liebte. Und wo
sah sie? Wen, außer ihrer Gebieterin? Belula, der
Kutcher, mit seinen feuerroten Waden, dem dicken Leib
und den schnurgeraden unbescheidenen Anzügen. Und
mit seinen schauerhaften Gespenstergeschichten, die er
heimlich erzählte, wenn Tante Adele nach Bräfargier
oder zu Onkel de Goffran gefahren war und dort mit
ihm in seinem Garten zwischen den Strohblumen und
den Reben saß, ihm bei der Filetarbeit zuzuh und sich
von ihm in die Ohren flücheln ließ, denn er und sie
saherten nur noch, was sie hören wollten. Alle sind sie
dahin. Alle tot. Aber ich wollte das Haus sehen, den
Garten, der so hoch über der Straße stand, die Laube
aus Vorber, die Citronell- und Granatbäume. Ich
wollte den Rebberg hinaufsteigen zu der Bank, auf
der ich oft gesessen. Ich wollte einfach ein Stück
Stilleheit heraufschöpfen.

Aber was war das alles? Wir lachten das Haus
und fanden es nicht. Endlich! Halt! Ich glaube, da steht
es. Ja, da stand es. Rein Palast, ach nein, ein Haus
mit drei Fenstern Front. Etwas eingezwängt zwischen
den sich ordnenden Nachbarn. Ein runder Turm,
eine einfache Türe. Aber — das war ja nicht möglich!
Wo war das weiße Haus, wo wie ich es innerlich sah?
Vor dem Garten, von dem aus ich den Leuten Stein-
den auf die Köpfe gepökt hatte? Der haushohe Gar-
ten? Und die Terrasse? Mit drei Schritten war man
darüber weg. Granatbäume standen keine da, aber

ein gußeisener Tisch und ein paar Stühle, grün ge-
strichen. Die Vorberlaube war verschunden, der Reb-
berg fort. Das kleine Waldhaus, das eufebepennene,
in dem wir unsere Apotheke eingerichtet hatten, meine
Bale Berle und ich, weg. Es war ein Laboratorium
von großer Einfachheit gewesen: Rote Medizin aus
Sobanninbittern, schwarze Medizin aus Kirschen, grüne
aus allerlei Wütern und Stielen gecuheit, gelbe
weiß, sogar blaue — etwas schmutzig-blaue hatten
wir zu verkaufen. Alles Flüssiges waren mit Auf-
schriften versehen: "Gegen wenn man das Herenfeifer
hat. — Gegen wenn man Fische hat. — Gegen wenn
man ungeschaffen." Und immer kam jemand und kaufte
von unserer Medizin, manchmal Tante Adele oder Be-
lula oder auch die wunderbare Biotele, die neben uns
wohnte und die Tochter des Pfarrers war. "Können
Sie mir vielleicht etwas verschreiben gegen mein Herz-
klopfen, Herr Apotheker?" sagte sie, lagte und hielt
ihre Hand auf: Herz. "Aber es darf nicht weg tun,
denn mehr als einen halben Behen habe ich nicht." Wir
ermogten mit Eifer, was wir ihr geben wollten; denn
wir glaubten an unsere Drogen. Wenn wir genug Geld
aufammen hatten, ließen wir über die Straße zum
Bader Squignin, der die großen Salzs machte, die
dünnen, flachen Kuchen, groß wie Wagnerräder, auf
denen süße Butter schwamm und Salz gährte. Als
Tante Adele schon krank im Bett lag und bald sterben
wollte, ließ mich der Bader Squignin sagen, er müsse
zu ihrem Begräbnis die Gales liefern, er sollte sich
darauf einrichten. Aber sie mußten mehr Butter im
Zeig haben als gewöhnlich und auch größer sein. Sie

dingstrichungen Rechnung getragen wird. So wie die FFD-Karte, Gruppe Verbindungsdiener, organisiert und geführt wurden, lieferten sie wohl Telefonnummern für den Zentralbetrieb, Konstanten und Fernschreiberpersonal, das Personal aus diesen Gruppen kann aber mangels geeigneter Ausbildung nicht für den Radio-Abhördienst benützt werden. Da gerade beim Abhör- und Reibdienst die besten Radiotelegraphisten eingesetzt sind, wäre es besonders nötig, möglichst viele dieser Leute durch Einlass von FFD frei zu bekommen. Es sollten daher unbedingt Mittel und Wege gefunden werden, um in zukünftigen FFD-Kreisen auch Geistlichen für den Radiodienst heranzubilden. Diese müssten dann je nach Sprachkenntnissen und übrigen Fähigkeiten zum Telefonabhördienst, für den Hellhörigkeitsempfang und zum Übertragen von Diktatorzentrierten eingesetzt werden.

Die Erfahrungen mit dem FFD im Uebermittlungsdienst haben gezeigt, daß sich die Frau für diesen bestenfalls Anfordernungen ganz ausgezeichnet eignet. Beim Uebermittlungsdienst fanden die FFD-Verwendung als Telefonistinnen, im Fernschreiberdienst, als Abhörgerinnen im Radiodienst, als Rangschichtschreiberinnen. Nach Aufhebung des Rundspruchbetriebs wurde eine Anzahl der von der Funkerteilung ausgebildeten FFD, zu Geschirren für den Nachrichtenbeschaffungsdienst umgeschult. Ihre Aufgaben bestanden namentlich in: Beobachtung der Fernschreiber, der Telefonzentrale, der Hellhörigkeitsempfänger, Ueberwachung von Telefonverbindungen, auch in Aufnahmegeräten, Aufnahme von Schallplatten.

Eine Anzahl später rekrutierter FFD wurde nachträglich in der Sp. noch in diese Arbeiten eingesetzt. Die FFD haben die von ihnen verlangten Arbeiten zur vollen Zufriedenheit durchgeführt und dadurch die entsprechende Anzahl Pioniere vollkommen ersetzt. Nicht nur im Uebermittlungsdienst, sondern auch in anderen Uebermittlungsdiensten haben sich die FFD bewährt und zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten gearbeitet.

Im rüstmächtigen Sanitätsdienst waren die Militärkommandos ebenfalls nicht ungenügend mit FFD-Formationen und dem Personal der freiwilligen Hilfe dotiert. Der Kriegszustand verlangte daher dringlich die sachtechnische Ausbildung von 1500 Frauen der Gattungen 10 und 16. Die FFD post erhielt im Jahre 1940 erstmals 125 FFD, ausgeteilt als willkommene Hilfe. Sie leisteten beste Dienste und brachten namentlich der Zivilbevölkerung, wo in der Folge weniger Feldpostleute militärisch einberufen werden mußten. In der Polizeieinheit des Sicherheitsdienstes waren bei besten Höchststand im Mai 1943 15 FFD im Dienst neben 16 wehrpflichtigen Männern und 1 Zivilangestellten.

In seinen Vorschlägen für die zukünftige Organisation des Armeekommandos sieht der Generalstabchef den Territorialdienst als die Organisation aller außerhalb der Feldarmee stehenden Bürger und Bürgerinnen, sowie der vorhandenen materiellen Mittel zur Abwehr gegen feindliche Einwirkungen.

Aus dem Bericht von Oberstdivisionär R h n e r über den Mittendienst der Flieger- und Fliegerabteilungen ist ersichtlich, daß seit 1940 die FFD zur Hauptkraft als Telefonistinnen auf den Luftwertzentralen und Meldezentralen des Fliegerbeobachtungsdienstes und Meldedienstes verwendet wurden, wo sie sehr gute Dienste leisteten. Veranschaulicht wurden 1940 auch zwei Fliegerbeobachtungsposten mit FFD, besetzt. Die gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Verwendung als Späherinnen waren ebenfalls zufriedenstellend. 1942 führte der Fliegerbeobachtungsdienst eine be-

sondere Beobachtung durch, um den nötigen Nachwuchs an FFD zu erhalten. In den folgenden Jahren wurden auch in verschiedenen Kurzen Gruppenleistungen ausgebildet.

Der Bericht des Ausbildungschefs, Oberstforstkommandant Fried, ist zu entnehmen, daß in der Hauptabteilung 3 des Armeekommandos während vier Jahren eine FFD als Rangschicht wirkte.

Unsere Auslandsschweizer

Wenn die Sammlung des 1. August dieses Jahr unseren Auslandsschweizern zu gute kommen soll, so wollen wir alle bedenken, daß diese Hilfe nur nicht fremden Kriegsgeldgebern, sondern unseren eigenen Mitbürgern geleistet werden soll. Viele unserer Landsleute haben ein Leben lang im Ausland durch ihre treue und qualifizierte Arbeit dem Namen und Ruf der Schweiz Ehre gemacht und sind nun durch den Krieg heimatlos, krank, verarmt und vertrieben in die alte Heimat zurückgekehrt. Viele von ihnen haben auch im Ausland für die Schweiz und die Verbundenheit mit der alten Heimat sich bewährt.

Aber viele von ihnen hatten sich, auch durch Heirat oder andere Familienverhältnisse innerlich doch so gelöst, daß sie heute nicht nur Wärme haben, sich in die für sie so sehr veränderten und oft unangenehmen Verhältnisse einzufügen, sondern auch durch ihre negative Einstellung zu allem, was für sie angeordnet und getan wird, ihre Situation noch unnötig erschweren.

Gewiß, wir alle, die ununterbrochen und in regelmäßigen Verhältnissen an der vom Krieg vertriebenen Scholle geblieben sind, haben sicher oft Wärme, uns in die Lage und die Schwierigkeiten unserer jenseitigen Heimgekehrten Landsleute zu verstehen und empfinden die Bitterkeit, die so viele von ihnen erfüllt, als eine Erleichterung für ihre neue Einordnung in unsere Verhältnisse.

Viele von ihnen sind erbittert über die großen Hilfsleistungen der Schweiz an das Ausland und vergessen dabei, daß sie selber das Ausland ihrer alten Heimat vorgezogen haben, so lange alles gut ging.

Nun sind aber Widerstände und Bitterkeiten unter den Eidgenossen keine guten Elemente, und so freuen wir uns, daß wir am 1. August durch eine großzügige und freudig spendende Sammlung unseren Auslandsschweizern beweisen können, daß wir zur Hilfe bereit sind, daß wir ihre Not, und ihre Schwierigkeiten verstehen, sie mit ihnen tragen wollen, damit sie nicht das Gefühl haben müssen, geistlos, der alten und der verlorenen Heimat nur überhaupst keine mehr zu haben.

Dr. phil. Julia Wernly

Am 13. Juli entfiel im Säulenspital in Bern Dr. Julia Wernly, nach einem langen, schweren, doch im großen Ganzen ertragreichen Leben. Am 17. Juli 1876 als Tochter des Pfarrers Rudolf Wernly geboren, verbrachte sie in Aarau eine frohe Jugendzeit. Sie besuchte die dortige Primar- und Bezirksschule. Zur Verwirklichung ihrer Ausbildung kam sie nach Lausanne und darauf, aargauischer Seite gemäß, in ein bilinguales Pensionat nach Stuttgart. Von 1900 an folgten, an den Universitäten Zürich und Bern, die Studienjahre, die sie 1907 mit der Dissertation: „Die Bedeutung der Sprache“ abgeschlossen hat. Während drei Jahrzehnten, von 1911 bis zum Ausbruch ihrer Krankheit, 1942, war die Verfasserin an der Schweizerischen Landesbibliothek tätig, vorerst als Referentin der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde und dann als Mitarbeiterin an der Bibliographie der schweizerischen naturwissenschaftlichen Literatur. Für diese Arbeit setzte sie ihre besten Kräfte ein, und logar noch auf dem Krankentage widmete sie ihr manche Stunde.

Nach bibliographischen Kenntnissen stellte Fräulein Dr. Wernly auch außerhalb ihres Wirkungskreises zur Verfügung. So veröffentlichte sie, anlässlich der Saffa 1928, was für die Gruppe Wissenschaft, Literatur und Musik als Vizepräsidentin vorstand, eine Bibliographie der Publikationen von Schweizerinnen, den sog. Saffatexten.

Während langen Jahren war Fräulein Dr. Wernly Vorstandsmitglied der Vereinigung bernischer Frauenvereine. Sie gehörte auch dem Frauenstimmrechtverein Bern an. — Erholung fand die Verfasserin, wie auch in den Ferien, sei es auf Bergwanderungen, die sie oft ganz allein unternahm, aber auf Auslandsreisen, die sie nach Deutschland, Italien und Frankreich führten.

Das Lebensbild von Fräulein Dr. Wernly wäre unvollständig, wenn man nur ihrer beruflichen Qualitäten gedenken wollte. Neben der äußerst gewissenhaften Erfüllung ihrer Amtspflichten, fand die liebe Verfasserin stets noch für andere Zeit, für ihre Kollegen und Kolleginnen, für alle, die mit ihr zusammenarbeiteten, eine offene, warme, mit ihren ganz besonderen Rufen, die sie oft ganz allein unternahm, aber auf Auslandsreisen, die sie nach Deutschland, Italien und Frankreich führten.

Das Lebensbild von Fräulein Dr. Wernly wäre unvollständig, wenn man nur ihrer beruflichen Qualitäten gedenken wollte. Neben der äußerst gewissenhaften Erfüllung ihrer Amtspflichten, fand die liebe Verfasserin stets noch für andere Zeit, für ihre Kollegen und Kolleginnen, für alle, die mit ihr zusammenarbeiteten, eine offene, warme, mit ihren ganz besonderen Rufen, die sie oft ganz allein unternahm, aber auf Auslandsreisen, die sie nach Deutschland, Italien und Frankreich führten.

Dr. Julia Wernly, nach einem langen, schweren, doch im großen Ganzen ertragreichen Leben. Am 17. Juli 1876 als Tochter des Pfarrers Rudolf Wernly geboren, verbrachte sie in Aarau eine frohe Jugendzeit. Sie besuchte die dortige Primar- und Bezirksschule. Zur Verwirklichung ihrer Ausbildung kam sie nach Lausanne und darauf, aargauischer Seite gemäß, in ein bilinguales Pensionat nach Stuttgart. Von 1900 an folgten, an den Universitäten Zürich und Bern, die Studienjahre, die sie 1907 mit der Dissertation: „Die Bedeutung der Sprache“ abgeschlossen hat. Während drei Jahrzehnten, von 1911 bis zum Ausbruch ihrer Krankheit, 1942, war die Verfasserin an der Schweizerischen Landesbibliothek tätig, vorerst als Referentin der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde und dann als Mitarbeiterin an der Bibliographie der schweizerischen naturwissenschaftlichen Literatur. Für diese Arbeit setzte sie ihre besten Kräfte ein, und logar noch auf dem Krankentage widmete sie ihr manche Stunde.

Politisches und Anderes

Ein schwerer Terrorakt in Jerusalem

E. B. Infolge der komplizierten Verhältnisse in und um Palästina haben sich die Spannungen zwischen den Zionisten und Engländern, zwischen Juden und Arabern in den letzten Monaten immer mehr vergrößert. Während Präsident Truman schon vor Wochen England empfahl, 100.000 heimatlose Juden die Erde in Palästina zuzulassen, ärgert England — durch Rücksicht auf die Araber gebunden — immer wieder, diese Bewilligung zu geben und verweist auf nötige gemeinsame Verhandlungen. Palästinenser terroristischer Gruppe junger Juden in Palästina haben nun, nachdem schon einige Mitatele über die Spannung zwischen ihnen und den englischen Truppen berichtet haben, sich erneut einem sehr schweren Attentat (jüngst gemeldet durch die Sprengung des englischen Regiments) im König David-Hotel in Jerusalem, 124 Tote und Vermisste, darunter zahlreiche führende Engländer, aber auch Araber und Juden werden gemeldet. Die kurzfristige Tat, zu der sich die Terrororganisation „Argun Nui Lem“ bekennt, der aber die jüdische Bevölkerung und die jüdische Heimat mehr fernstehen, wird von aller Welt und selbstredend auch von der ihrer Verantwortung bewußten jüdischen Bevölkerung in Palästina verurteilt. Sie wird die ohnehin so schmerzlichen und schwierigen Verhandlungen zur Lösung des Palästinaproblems nur schwer behindern.

Eine neue Stabilisierung der Preise

muß in den Vereinigten Staaten unter sehr erschwerten Umständen angestrebt werden, da eine offensiver Verhältnisse — Aufhebung der Preiskontrolle die Preise der Lebensmittel und anderer Waren plötzlich sehr stark heraufschleudern ließe. Man flüchtet die Preise, und ihnen nachstellen werden die Löhne müssen, und die neu zu schaffende Preiskontrolle infolge wird einen schweren Stand haben. So sind die amerikanischen Staatsräten, im zweiten Jahr nach Kriegsende, in der schwierigsten Situation geraten, daß sich in New York und Los Angeles große Hungerkrawalle in der Bevölkerung organisieren. Das Gesetz für Preisbeeinträchtigung der Preiskontrolle, das der Senat schon angenommen, nimmt von der Preiskontrolle aus: Milch, Milchprodukte, Fleisch und Treibstoff, so daß man sich lohnt, auch jenseits des Ozeans fragen wird, ob der neue, auch von den Gewerkschaften dringend geforderte Käuferchutz, genügen werde.

Wieder der Milchpreis

Es bedroht uns neuerdings eine Milchpreiserhöhung. Der Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten hat dem schweizerischen Staat auf das höchste Maß eine Erhöhung von vier bis fünf Prozent (gleich ca. 10 Prozent) ab 1. September angekündigt und richtet eine entsprechende Eingabe an den Bundesrat. Begründet wird diese Forderung mit „unangünstigen Marktbedingungen (lange Trockenheit, verzögerte Heut, große Entschärfungen) und fortschreitende Abwanderung landwirtschaftlicher Dienstleistungen in bessere Verdienstmöglichkeiten bei Industrie und Gewerbe, welche die Verengung in Milch, Butter und Käse in außerordentlichem Maße beeinträchtigen.“ Man fragt sich, „daß diese Schwierigkeiten in der Milchwirtschaft besonders hart in Erscheinung treten,“ und schreibt weiter: „die Preise mehrern sich, um Landwirtschaft die Milchzeugung durch Verärgerung des Viehbestandes gänzlich unmöglich.“ — Wir haben große Hochachtung vor der strengen Arbeit der Bauernschaft, wir wissen, wie äußerst wichtig ihre Arbeit für das ganze Volk ist. Aber — wenn in der Milchwirtschaft Wetter und Insekten den Ertrag verringern — ist dies Rechtferigung, um in der ganzen Schweiz den Milchpreis herab zu erhöhen? Was und kann eine bestimmte gute Marktstabilisierung garantieren? Und soll diese Höhe am besten Geschäftswirtschaft gemessen werden? Die Verbandsleitung begehrt, eine rasche und genügende Erhöhung des Milchpreises zur Sicherung der weiteren Verengung als unerlässlich. Lohnt das nicht — wenn wir losgelassen — als verringern die die Entgeltung und die Wetterfäden im Weltmarkt im Maße, wie sich die Preise erhöhen werden?

Frauenstimmrecht

Nun hat auch der Tessiner Großer Rat mit 51 gegen 12 Stimmen die Verfassungsänderung gutgeheißen, „nachdem in Zukunft auch die Frau das Stimmrecht haben werde“, wie die schweizerische Pressenagentur langsam meldet. Aber sie werden es eben noch nicht „haben“, weil der Tessiner Souverän, der Volksabstimmungs-Mann, ebenwenig wie in anderen Kantonen sein mehrheitliches Ja dazu legen wird. Wir werden es einmal mehr in der Statistik festhalten können, daß ein Kantonsparlament für die Neuerung bereit war. Ob es ebenso bereit gewesen wäre, wenn, wie im Ausland, eine Parlamentsmehrheit ohne Volks-

nicht mitnehmen könne. Tante Biette erzählte das dem kleinen Papa, und er rechnete aus, wieviel das wohl sein könne. Er brachte eine sehr hohe Summe heraus, denn Tante Adele von St. Blaise war reich und hatte nur noch eine Tochter. Als die Tante aber wirtlich starb, da stand in ihrem Testament nur, daß Tante Biette die dreizehnhundert Franken, die ihr Mann einmal von seiner Mutter geliehen hatte, nicht zurückzugeben brauche. Mein Papa war erstlich böse und rechnete nun immer davon und von nichts anderem mehr, trotzdem Tante Biette ihn bat, doch nicht so arg über die tote Tante zu schimpfen, er nehme ihr ja jede seine Erinnerung an sie. Sie sagte, es müsse da irgend etwas vorgegangen sein, denn die Schwiegermutter habe ich lieb gehabt. Aber die Violette, die Pfarrerswaise, die bekam viel Silberzeug und neue schöne Kleider und auch eine Menge Geld. Warum, wußte niemand. Meine Mama sagte zu ihrem Bruder, Tante Adele sei nicht mehr die ihrem vollen Verstand gewesen, als sie das Testament gemacht. Aber Tante Biette wollte feierlich Schritte tun. Das gab mir viel zu denken damals, daß man Schritte tun müsse, um zu seinem Geld zu kommen. Ich dachte, es sei vielleicht ein Schach irgenbwo begraben, den man holen könne. Oder man müsse Schritte tun zu einer Wahrgängerin, damit sie sage, wo der Schatz begraben liege. Aber ich fragte niemand. Ich hatte schon die Erfahrung gemacht, daß die Großen doch nicht richtig antworteten. Ich weiß noch, daß ich einmal von meinem Papa wissen wollte, was denn eine Hypothek sei, und daß Papa mir mit den Worten sagte: „Man nimmt eine Hypothek, wenn man ein Haus kauft.“ Da das Wort mich an Hypothek er-

innerte, glaubte ich, es sei Wein, den man aus Freuden trinkt, daß man ein eigenes Haus habe. Ja, so sind die großen Leute.

Aber daß wir nun, seit Tante Adele gestorben, nicht mehr nach St. Blaise fahren konnten, das war mir doch ein großes Leid. Ich war immer so gern dort. Einmal, von meiner Pension aus, wurde ich von Tante Biette eingeladen, die ich und Bette in St. Blaise zu besuchen. Ich kam. Was alles war anders. Der Wein, der im Esszimmer alle vier Wände umspinnen hatte, war weggegangen. Die Tischen waren fort. Ich war zwar froh, weil sie so elend runderen, aber sie waren doch so reizend gewesen, wenn sie sich mit ihren roten Schürchen f. ärmlich getrieckelt hatten. Und die Vorhänge, die grünleibten, die um Tante Ades Bett gehangen, waren nicht mehr da. Unten im gelben Salon standen die beiden Sofa noch neben dem Kamin, aber sie waren nicht mehr gelb, sondern langweilig dunkelbraun. Und auf dem Tisch lagen die herrlichen Bücher nicht mehr, die ich jedesmal geliebt, wenn ich nach St. Blaise kam. „Les fleurs aimées.“ Das Familienbuch „E. L.“ „Eine andere Welt.“ Das waren Bücher! Im „Familienbuch“ war ein Bild, das stellte ein Spital vor, und die Kranken, lauter Tiere, lagen in ihren Betten. Die Ärzte aber waren Scherzfiguren, sägeförmige, häßliche, hammerförmige und operierten mit ihren eigenen Sägen und Hämmern drauf los. Es war zum Entsetzen, aber ungeheuer spannend anzusehen. In „Eine andere Welt“ war ein Mastenball abgebildet, in dem jedes Tier die Maste gewählt hatte, die ihm und seinem eigenen Selbst am freudlichsten war. Das Kamm kam als Wolf, der Tiger als Kamm, die

Schlange mit einem Bogelfuß und das junge Hähnchen als Mensch. D. ich konnte den ersten Morgen in St. Blaise nie ertragen, um die Wendenbetriebe hinunterzuliegen und die drei Bücher — Selbsttötung für mich — anzusehen. Jetzt waren sie fort. „Lüße von Wolf“, Dorcas Milderheit und ein Band Brehm lagen da. Nun, das war auch schön; denn Wissen find immer lustig anzusehen.

Aber Biette war nicht mehr da.

Ich mußte es merkwürdig ertragen. Tante Adele hatte es noch erlebt, daß der Schalten eines Feines lustigen Herrn ihre Gartenmauer entgangenschlag. Er verschwand in der Türe des Nachbahauses. Es sei ein Gefährte, erzählte Caroline, die alles wußte, was im Garten vorgeing, und alles erzählte, wenn Tante Adele es hören wollte. Sie wußte also, daß der Herr Dietrich der Violette den Hof machte, ja, daß er fleißig über unsterblich in sie verliebt sei. Es verließ sich bei einer Väterstochter von selbst, daß, wenn man sie umschlingt, man sie auch betrauen wolle, meine Caroline. Ich fuhr zu denken, als sie ich rechte. Was, die herrliche, die schöne entzückende Biette mit ihren kostbaren Augen und Lippen sollte jemand mit einem Bucher betrauen? „Das tut sie nicht“, sagte ich zu Bette. „Ich glaube es auch nicht“, sagte er, aber man wisse nie — Geld sei eine Sache und viel Geld eine Gnome — und es habe schon manches schöne Mädchen einen Gnome geheiratet oder einen Waldhörn. Ja, es sei vorgekommen, daß eine mit einem Waldhörn in den See gegangen. Das hätte ich auf der Petersinsel dem Knecht noch geglaubt, sagte ich, aber ich glaubte es nun nicht mehr, denn Waldhörnchen können

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gelegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

bestellte zugleich ihren Sorg. Man brachte ihn, als sie noch ganz vernünftig lachen konnte. Sie wollte ihn sehen, sagte sie mit ihrer dünnen Stimme. Man zeigte ihr das schwarze Gehäuse vom Nebenzimmer aus, und sie meinte, sie hätte nicht gedacht, daß ein so kleines Personchen einen so langen Gang brauche. Der Herr hatte ganz über das Maß schliefen genommen. Natürlich sagte sie das auf französisch, denn sie konnte kein Wort Deutsch, und dann lachte sie. Sie lachte sehr gern, obgleich sie fast taub war, und ihre Turteltauben, die zwischen dem Esszimmer und ihrer grünen Stube hingen, lachten mit und lärmten so laut, mit ihrem Ruckel, ruckel, guck, daß Caroline herinkam, um zu sehen, was es gebe? Da schwiegen wir alle miteinander, die Tante Adele, die Turteltauben und ich. Der Belusa, der schwieg so wie immer, obgleich er recht gut reden konnte. Aber wenn man mit der Caroline plaudern mußte...

Tante Adele war die Mutter von Tante Biettes Mann. Die kam alle Jahre zwei- und dreimal nach St. Blaise, um ihre Schwiegermutter zu besuchen. Alle Briefe schrieb sie ihr, auch Besuche, die Tante Adele nicht machen wollte, machte sie. Und im Herbst ging sie zu den Bekannten nach Pfarreger und brachte ihnen ganze Körbe voll Trauben oder Pfäumen oder von den Rossetteinen, die in keinem andern Garten wuchsen als gerade in Tante Ades Garten. O, es war da wie im Paradies.

Oh sagte die Tante zu Biette: „Ich werde dich nicht vergessen, ma chère, ich denke an dich, meine Biette.“ Sie meinte, daß sie einmal von ihrem Geld einen Teil vermaiden würde, wenn sie sterben müßte und es

abstimmung ablehnend gestimmt. Die Meinung in Kraft zu setzen, müsste dahingehende Anträge, wie sich den Herren dankbar, daß sie den Weg zur Volkstribunalung durch ihre Entschiedenheit freigeben haben. Demselben sollte die Abstimmung auf öffentliche Diskussion und damit zu staatsbürgerlicher „Erziehung“ an Männern und Frauen. Zu Arbeit auf lange Sicht...

Ein Vermächtnis

Die verstorbenen Redatoren des „Mouvement féministe“, die allen in der Frauenbewegung tätigen unglücklichen Genferin Emilie Bourd hat der Universität Genf 30 000 Fr. vermacht, deren Erträgnis für die Studierenden jeweils aufgenommen werden, um ihr Studium zu erleichtern oder eine Spezialforschung zu ermöglichen.

Vom neuen deutschen Eherecht

(Korr.) Der Nationalsozialismus hat bekanntlich den Raffennymphos auch in der Ehegesetzgebung sehr deutlich zum Ausdruck gebracht und Regelungen getroffen, die mit der menschlichen Würde und der individuellen Freiheit in keiner Weise mehr zu vereinbaren waren. Das bisherige deutsche Eherecht beruhte auf dem Reichsgesetz vom 8. Juli 1938, das durch das Gesetz Nr. 16 des alliierten Kontrollrates vom 20. Februar 1948 außer Kraft gesetzt wurde. Gleichzeitig wurden auch alle Gesetze aufgehoben, die auf rassenmäßigen, bevölkerungspolitischen und religiösen Gründen beruhten und im Eherecht ihren Niederschlag gefunden hatten. In diesem Zusammenhang sind insbesondere zu erwähnen das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. Dieses Gesetz stipulierte das Eheverbot für deutsch-jüdischen Blutsverwandtschaft. Das Ehegesetz enthält eine Reihe von Eheverboten und Nichtigkeitsgründen aus rassenmäßigen, bevölkerungspolitischen und religiösen Gründen. Alle diese Gesetze müssen samt ihrer bisherigen Verordnungen und Erlassen untergeordnetem Reichs- und Landesbehörden nichtig erklärt werden. Beseitigt wurde u. a. das Eheverbot wegen Blutsverwandtschaft und Vererbung der Fortpflanzung sind diese Eheverbotungsgründe mehr. Mit einer gewissen Einschränkung blieb der im Jahre 1938 neu eingeführte Eheverbotungsgrund bei dreijähriger Aufhebung der häuslichen Gemeinschaft auch weiterhin bestehen. Die Einschränkung besteht darin, daß dem Eheverbotungsbegehren nicht stattzugeben ist, wenn das wohlverstandene Interesse eines oder mehrerer minderjähriger Kinder, die aus der Ehe hervorgegangen sind, die Aufrechterhaltung der Ehe erfordert.

Im neuen Gesetz ist bei der Regelung der Unterhaltspflicht eines allein oder überlegend für schuldiagnostisch erklärten Mannes eine wesentliche Besserstellung der Frau vorgezogen. Das nationalsozialistische Ehegesetz verlangte von der geschiedenen und jungen Frau hinsichtlich der Übernahme einer Erwerbstätigkeit, ohne Rücksicht darauf, ob eine solche bei den Verhältnissen, in denen die Gatten während der bestehenden Ehe gelebt haben, üblich war oder nicht. Das nationalsozialistische Familien- und Eherecht zeichnete sich bekanntlich überall durch eine ausgesprochene Frauenfeindschaft aus, die nur wieder beseitigt wurde. Nach der jetzt geltenden Regelung ist es in diesem Maße der Frau völlig freigestellt, ob sie eine Erwerbstätigkeit übernehmen will oder nicht.

Eine wichtige Veränderung enthält das Gesetz hinsichtlich der Regelung der Sorge für die Kinder. Das Vormundschaftsgericht soll nach diesen Bestimmungen eine Regelung nur treffen, falls eine Einigung der Ehegatten über die Fürsorge für die Kinder nicht zustande gekommen ist. Die von den Ehegatten aus freier Willensbestimmung getroffene Vereinbarung ist allerdings dem Vormundschaftsgericht zur Genehmigung vorzulegen. Öffentliche Sorge ist nur dann begründet, die gegen die Bestimmungen des nationalsozialistischen Eherechts zu verstoßen. Es genügt dem früher davon Betroffenen auch einen Anspruch auf Ausgleich des zu Unrecht erlittenen moralischen und materiellen Schadens. Zu diesem Zweck nahm das Gesetz die Möglichkeit der sogenannten Härtemilderungsstufe auf. Mit diesem Instrument können die durch eine gerichtliche Entscheidung familienrechtlicher Art, oder sonstige Entscheidungen, die auf rassenmäßigen, politischen oder religiösen Gründen beruhen, benachteiligten Ehegatten, sowie die aus der Ehe hervorgegangenen Kinder, bei Entscheidung anfechten und den Ausgleich unbillig erlittenen Schadens wirtschaftlicher Art verlangen. Es besteht auch die Möglichkeit, die Abstellung oder Milderung solcher Härten zu begehren, die sie in ihrer persönlichen Stellung beeinträchtigen. An Frage kommt bei der Feststellung der in der Vergangenheit seit dem Erlaß des angeführten Urteils erlittene Schäden und die Zuerkennung von Ansprüchen für die Zukunft, wobei als Maßstab die Ansprüche gelten sollen, die stets binnen zwei Jahren nach dem

Antrittreten dieses Gesetzes, also spätestens bis zum 1. März 1948, bei einem zuständigen Gericht erhoben werden. Außer den Parteien steht auch dem Staatsanwalt ein Klageretht zu.

An diesem Grundgesetz werden sich im Laufe der Zeit noch zahlreiche Ausführungsbestimmungen und

Zum 3. Schweizerischen Frauentag in Zürich

Liebe Leserinnen!

Mit dieser Nummer eröffnet das „Frauenblatt“ eine ständige Rubrik für die Mitteilungen zum Dritten Schweizerischen Frauentag, der am 20. bis 24. September in Zürich stattfindet.

Die organisatorischen Vorbereitungen sind in vollem Gange, im Arbeitsausschuß, in der Kongreßkommission, in den Subkommissionen wird mit Hochdruck gearbeitet, um das gute Gelingen dieses großen Frauentages zu garantieren.

Heute stellen wir Ihnen jene Frauen vor, die für dieses gut: Gelingen verantwortlich zeichnen. Da ist zuerst der Arbeitsausschuß. Er setzt sich aus den eigentlichen Initiantinnen zusammen, und zwar aus Frau Dr. Eder-Schwager (Zürich), Präsidentin, Frau Dr. v. Sprengberg (Oberrieden), Frau Büchi-Sauter (Zürich), Frau Dr. Sämann-Wild (Zürich) und Frau Dr. Zollinger-Rudolf (Zürich).

Ferner gibt es eine neunköpfige Kongreßkommission aus Vertreterinnen der verschiedenen professionellen und politischen Richtungen, wofür Frau Hed-Mengenburger (Sursee), Frau Riffel-Brühl (Rheinfelden), Frau Kohler-Burg (Ain bei Brugg), Frau Dr. Mägeli (Zürich), Frau Seannet-Nicolet (Lullmann), Frau Dr. Wollenweber (Zürich), Frau Merz-Egli (Olarus), Frau Dr. Orsch (Zürich) und Frau Egli-Büttlinger (Zürich) angehören. Zur Gestaltung resp. Ausarbeitung des Programms haben sich acht Subkommissionen gebildet, moorn sich jedes mit einem Spezialgebiet befaßt und von einer Präsidentin und ihren vereidigten Mitarbeiterinnen betreut wird. In den nächsten Nummern des „Frauenblattes“ werden wir Sie mit der Arbeit und dem Programm dieser Subkommissionen bekannt machen.

Ein Kongreß braucht natürlich auch Geld. Propaganda und Unterhalt für die ausmärtigen Besucherinnen; die entsprechenden Organisationskommissionen werden dabei ebenfalls reichlich tief in ihre Borse arbeiten. Das Kongreßprogramm ist nunmehr gedruckt und beim

Kongreßsekretariat (Frankengasse 3, Zürich, Telefon 24 70 75) erhältlich.

Die Eintrittspreise sind festgelegt. Die Kongreßkarte (die ist unperforiert und kann daher abmehlungsweise von mehreren Besucherinnen benutzt werden) kostet Fr. 15.—, sofern sie vor dem 5. September bezogen wird, und Fr. 18.— nach diesem Datum. Tageskarten werden zu Fr. 4.— ausgeben und sind bis abends 7 Uhr gültig; Abendkarten kosten Fr. 3.— und der Eintritt für Einzelgänger Fr. 1.— plus Billettesteuer. Sie werden zugeben müssen, daß man sich bemüht hat, diese Preise in einem durchaus erschwinglichen Rahmen zu halten, umso mehr, wenn Sie erst aus dem Programm ersehen werden, wie viel Schönes, Interessantes, Beliebiges und Unterhaltendes geboten wird. Eine Lieberachtung: Frau Dr. Gertrud Bernoff (Wetz) hat zusammen mit ihren Mitarbeiterinnen die Regie für ein Bühnenstück übernommen, das sich betitelt „Gehern und heute“; Hilflosiger Mühsal und Lebensnot und das in abmehlungsreicher Folge und in echten Rollen von Frauenleben und -streben von den neunziger Jahren bis zur Gegenwart berichten wird.

Und nun noch ein paar Worte über die Voglerfrage. Vor allem bitten wir die ausmärtigen Besucherinnen, ihre fröhen und verwandtschaftlichen Beziehungen in Zürich „aufzuwärmen“ und sich dabei wenn möglich ein Bett für die Kongreßzeit zu sichern. Hingegen werden die Zürcherinnen ihre Gatten bei der Verfügung stellen, teils mit, teils ohne Entgelt, in den Hotels fern zu geben es Platzquartiere (Betten) zu sehr niedrigen Preisen und die Jungen finden in den Augenberbergen Unterkunft. Zweifellos wird niemand obdachlos sein, hingegen empfiehlt sich eine frühzeitige Anmeldung.

Für heute so viel. Wir bitten Sie um die Programmabteilung nachzulesen und hoffen, daß Sie in Ihrem Kalender für das Wochenende vom 20. bis 24. September ein großes Ausruhszeichen anbringen. P. M.

L'Avenir de la Jeunesse en France

Au Château de Tourvén, à Collonge jeunes gens et jeunes filles préparent les vacances des Enfants

En cette année 1946, y a-t-il de plus grave souci pour les parents que la santé et l'éducation de leurs enfants?

L'enfant souffre d'années réflexions sur la «jeunesse d'aujourd'hui». Dans les lycées et les écoles, des miasmes démoralisants sont parvenus à s'infiltrer et à corrompre une partie de la jeunesse Française.

Loin de nous appesantir sur les raisons trop communes qui ont permis cette déformation morale, nous avons voulu connaître les remèdes envisagés pour sortir les jeunes de cette impasse.

L'enquête que nous venons de faire dans les milieux éducateurs nous a menés près de ceux qui pensent trouver dans la période des vacances, si difficile pour les parents et si riche pour les enfants, le moyen d'agir sur ces derniers. Il semble que ce moment de détente soit particulièrement choisi pour appliquer les méthodes nouvelles, préconisées et adoptées des «Centres d'Entraînement pour Moniteurs et Monitrices de Colonies de vacances».

L'enfant se trouve alors, livré à lui-même, sans travail scolaire, éloigné de la famille, qui est elle-même parfois, plus ou moins apte à son éducation. Or, on compte en France près de 4.250.000 enfants d'âge scolaire, 2.000.000 sont des ruraux et bénéficient d'une vie saine. Il reste une population de 2.250.000 jeunes citoyens; de celle-ci il faut déduire 200.000 délinquants ou mineurs en danger moral relevant du Ministère de la Justice, 500.000 enfants de classes sociales relativement aisées, dont les parents peuvent assurer matériellement la totalité des jours de vacances, et, 300.000 tuberculeux, infirmes, etc., soit un million qu'on ne saurait incorporer aux colonies de vacances.

En définitive c'est bien à 1.250.000 enfants d'âge scolaire qu'il s'agit de procurer les moyens d'une évacuation momentanée, loin de la ville, loin de la rue, loin des taudis.

Mais à l'heure actuelle on ne peut envoyer en

vacances que 400.000 enfants! — Pour les enlever tous, trop de difficultés surviennent; plus les enfants sont nombreux, plus il faut de logements, de nourriture et surtout de moniteurs et monitrices, cadres indispensables pour assurer la surveillance. Ce qui, en ce moment presse le plus, c'est bien la formation de ces cadres pour l'avenir. C'est à cette formation que sont appelés au Château de Tourvén à Collonge, les jeunes gens et jeunes filles, venus des écoles Normales d'instituteurs et d'institutrices, qui dans les chants, la fraternité et les rites, apprennent leur métier d'éducateurs.

C'est un magnifique domaine que le Ministère de l'Éducation Nationale a mis à la disposition des «Centres d'Entraînement pour Moniteurs et Monitrices des Colonies de vacances».

Sur les tours couvertes de lierre, le soleil ruisselle, élaboussant de lumière, ce château de légende. Installés sur une large terrasse nous surprenons Normaux et Normaliennes, en contact avec un monde et dynamique jeune femme, enseignant la création et la réalisation de jeux, qu'ils devront bientôt apprendre aux enfants qui leur seront confiés.

Jeux, danses, chants, tout est étudié, analysé afin que chaque activité soit, non seulement un plaisir, mais un système éducatif qui pénétrera l'enfant, d'un savoir bien plus étendu et plus captivant que ne le sera jamais, celui que donne l'école aux bancs poussiéreux.

Un pipeau?... quoi de plus amusant!... Il faut, avec un couteau à soi, tailler un bambou, avec des trous, qui correspondent à des notes; pour que la note soit juste, il faut aller lentement, écouter avant d'agrandir les trous; quand les notes seront justes, pour le rendre plus ayeant, il faudra le décorer, le vernir afin de le rendre insensible aux variations de la température. Ainsi, du même coup, il apprendra, en exerçant son attention le solfège, la musique et le découvrira les premiers éléments du dessin et de la peinture. Il saura de quelles matières sont faits les produits colorants et le vernis, il saura se

servir de ses doigts; habilité manuelle allié à l'intellectuel de la musique et du chant.

Il apprendra à danser sur les airs folkloriques de son pays et d'autres, inconnus de lui encore, il apprendra que la France, si elle lui paraît un fou, est en réalité composée de différentes provinces qui possèdent leurs costumes propres, leurs chants et même leur langage.

Il saura par son grand camarade qui est aussi son maître et moniteur, comment lui formé son pays et par qui. Pour cela des jeux basés et racontés sur un thème historique ou scientifique le feront vivre tout à tour au siècle des Troubadours du Roi soleil, ou de Gutenberg. Son attention sera attirée par les recherches de Pasteur ou les trouvailles des Poètes du Moyen Age.

Pour apprendre à travailler tout lui sera utile: le bois, le fei, les cailloux, le sable, le carton, les ciseaux, le papier, la colle, les couleurs et même les pommes de terre qui font de remarquables tampons pour dessiner ou faire de l'impression sur papier, étoffe, etc.

Toujours par des jeux on lui apprendra à courir, à marcher, et même s'il est paresseux à développer ses muscles sans s'en apercevoir. Il apprendra à regarder la nature, à observer les animaux, à faire la cuisine lui-même parfois. Il apprendra également à se bien tenir à table, à être courtois avec ses camarades; une épine dans un doigt, une égratignure au genoux, une bosse, un bobo, tout cela ne sera plus mystère pour lui. On lui apprendra pourquoi et comment on désinfecte une plaie, on fait un pansement et si l'un de ses camarades est malade il saura le soigner et l'aider.

Couronnement de son travail, de sa patiente attention de son intelligence, il saura à la fin de ses vacances organiser le feu de joie dont la réalisation lui aura été permise en mimant les fables de La Fontaine en faisant les masques et les costumes, même les décors.

Tout aura été étudié pour que ce temps des loisirs lui donne la maîtrise de son intelligence et de son corps. Quand l'enfant reviendra, les parents seront étonnés de retrouver au bout de deux mois de vacances, non plus un gamin des rues mais un vrai «petit homme».

Lentement au cours des années, à l'école même, car peu à peu ces méthodes pénètrent et réunissent les principes de l'école publique, il apprendra la valeur et le goût du travail.

Voilà ce que les jeunes garçons et filles, apprennent dans ce Château du Tourvén à Collonge au grand soleil de mai.

Nous devons dire aussi le bienfait, qu'en premier, les jeunes gens retirent de ces stages. Nous n'en voulons pour preuve que cette lettre adressée au Directeur du Centre par un jeune stagiaire: «Je regrette de vous avoir peut-être imposé par mes nombreuses critiques de fin de stage. Vous m'y aviez autorisé. Il est si rare de nos jours de rencontrer des hommes à qui l'on puisse librement, sans contrainte confier toutes ses réactions, je me excuse si j'ai abusé et serait bien pénin d'avoir froissé qui ce soit de l'équipe si dynamique qui, en dix jours seulement, a redonné confiance et foi à un pauvre gars encore marqué par sa déportation».

Il nous reste encore à souhaiter avec les Directeurs des Centres d'Entraînement et leurs élèves, que les Directeurs et Directrices des colonies de vacances les aident et comprennent, comme eux, l'immense tâche qui attend tous les éducateurs de notre pays, afin que selon les paroles du grand pédagogue Pestalozzi, «Les enfants ne soient plus les victimes d'une société dure et mal faite».

R. N. Joliva.

Begehrftigte Frauen

in der alten Eidgenossenschaft

Während des 50jährigen Bestehens der Schweizerischen Gesellschaft für Volkshunde veranstaltete das Basler Gewerbeuseum eine bemerkenswerte Ausstellung. Sie vermittelte ein eindrückliches Bild von der Vergangenheit der Basler Jünfte, die das Leben der Rheinstadt lange Zeit hindurch maßgebend bestimmten und neben dem gewerblichen in zunehmendem Maße auch die politischen Interessen der Handwerker schützten und verteidigten. Am Geberich zu gemessen, nach damaliger Vorstellung „erholten“ Betrüben, wie Stammlinger, waren zu den Jünften auch Frauen zugelassen, die das Gewerbe ihres verstorbenen Mannes weiterführten. Wie weit ihr Einfluß auf politischem Gebiet gieng, ist nicht festzustellen. Da die Jünfte aber auch Träger des städtischen Wehrwesens waren, unterlagen solche Frauen ebenfalls der Wehrpflicht und mußten für den Wachdienst einen Erlagmann stellen. Die Wehrpflicht dieser „jünftigen“ Frauen von Basel steht in der Vergangenheit unferes Basens durch-

ten im Wasser nicht schwimmen. Aber Belusa behauptete, Wassermermen könnten nicht, es hätte es mancher schon fertiggebracht, seinen Schatz im Wasser schwimmen zu machen. Die könnten viel, ja.

(Fortsetzung folgt.)

Francesco Chiari

in seinem jüngsten Bekenntnis

(Nach einem Radioreferat.)

Während der aus vielfachen Gründen ihm schmerzlichen Kriegsjahre, küßte sie sich unter Telfiner Dächern inwiefern denn je in abendliche Zeitigung, vom Garten zum Kunst- und Heimatschutz, und wenn immer möglich, in künstlerischen Schöpfen, vor allem in die Durchsicht und Umarbeit, meist Vereinfachung, Auffischung, früherer Werke. Wichtige Stunden gaben ihm auch watonig ständige Arbeit ein. Befolgen seinen Dichtertum noch zu mehr. Besonders deren Trost gewährt ihm wohl die Erfindung und Ausformung einer Traumwelt, deren Niederschlag das Bändchen „Io ci miei“ („Ich und meine Leute“) ausfällt.

Ein kurioses Gebilde, dieser wohl lächelnde Fruchtverschau aus Not und Qual. In der Anlage, ähnlich den Geschichten aus meinem Epos, so ebenfalls ein, mancherlei Fluge des Dichters, tragendes Ich durch, löse aneinandergerichte Erzählungen und Schilderungen hindurch, sich selbst und seinen enge-

ren Umkreis darstellt. Damals war der verkappte Dichter ein nachdenklicher, bei allerhand Humor auch gefühlvoller Buchhalter und Gartenbaukünstler; diesmal ist das Ich ein lombardischer Fortschrittler, dessen Aufzeichnungen in der Hauptrolle die „organica perfezione“ der eigenen viertöpfigen Familie umspielen, umspinnen.

Deutliches Relief erhält die „primaveria di casa nostra“, die annuität weiterwendliche, etwas brühte und doch lenkliche, in ihrem Herzensgehien, dem „serenito in fondo all'anima“, jo vieles verdrängende Tochter Serafina, offenbar des Dichters Stellung, an deren Leib und tapferem Demosch er, bei aller Distanz, tiefen Anteil nimmt. Da kommt es zu den letzten Episoden, die besuärft sich Chiariers leise Kunst der Anbeulung. Semantischer, weicher überzeugend berühren die Clappen und Abenteuer des unferen Sohnes. Eine betratene und kommender Rolle ist der fürsorglichen Gattin und Mutter zugewidnet.

Das Ich, der Gatte und Vater, steht von dem dreien ab durch seine rebe Lebensaufwallung, seine humorische Bewußtlosigkeit. Nicht gerade viel prächtiger, auf Vorteil bedachter Sinn ward ihm zu Teil, dafür, mehr Feinfalt als dem einen und andern modernen „Modernen“, sowie ein Quentchen über Realistischerer Arbeit — oder Weisheit? — was zweifellos dazu beiträgt, sein Dasein zu verweisen. Viel eel Chiariers Wesen, wird von dem was, auch für einzelne seiner Widersacher, unferes Dichters persönlichen Charme bedingt, ist dem Ich dieses Fortschrittlers eigen: das Verlangen, sich selbst auszubilden

ren (scavare nella mia sostanza), zu schreiben, um manches in sich und um sich her zu führen, zu verheißeln; die Berhaltenseit, die Selbstherrschung, welche im Gelehrig logar gute Gengründe zu verheimlichen weiß, denn „ein alquies an Vogl beeinträchtigt den freundschaftlichen Frieden“ — die Umficht, Vorlicht im Deuten, Urteilen, Entschieden, Erleben; „Mich drängt es nicht übermäßig, sämtliche Lebensprobleme auf einen Schlag zu lösen“; das Bedürfnis, trotz ausgeprägtem Sinn für traute Gefelligkeit, oftmals sich von allen und allem zu entfernen, auf ein paar Stunden, „nicht fern im Matofoben zu sein, nicht stehenden im Matofel“ das Bedürfnis, „nicht dem großen Lebensmattal lombard nur sich selbst anzugehören, sich aus der Einigung, Einklammerung hinauszuwähnen: die beste Art, desto fester und blauer in die gewohnte Zelle wieder heimzuführen“; die Lust, sich mit unbedenklicher Eingabe in der Natur zu ergehen, sie „mit lebenden Füßen“ zu durchwandern, ihre Verlichtigkeiten in immer neuer Wortwonne zu verfluten —; das für Kinder und Künstler typische immer erneute Staunen auch gegenüber dem Alltäglichen (im föhnt Auerbachs Ausdruck: „Das Alltägliche ist das Alltägliche“) entlammen —; der weile Optimismus, der ihm ermöglicht, jenen Zeitpunkt zu nutzen, von dem aus sich in jedem Ding, an jeder Kreatur eine helle Seite entdecken läßt, um sich her zu schauen, mit Augen die nicht nur erkennen, was nicht ist, sondern was noch ist, der ihm juraunt, daß „nicht alle Wolken Sturm bedeuten und daß der Wind deren viele verjagt“, der ihn heißt, „Tür und Tor aufreißten, um allen von ferher erlispäten auch

heinsten Tröstungen Einlaß gebieten“ —; und endlich der politisimo, die altumfängliche Sympathie: „Ich gehöre nicht zu den Einseitigen, in einer einzigen Liebe Befangenen“, „Fortkritiktor bin ich, doch, ohne die Wärme zu vernachlässigen, aufgaben, leidenschaftlich aufgaben für jedwede Gottesgabe“.

Dant dieser Gesinnung, dieser Haltung, ein lebenswertes Buch. Kein künstlerisch betrachtet, wirkt es ungleichmäßig. Zu den in jeder Hinsicht möglichen, lyrische Erzählungen bezeugenden Kapiteln zählt die eigenwillig feierliche Wehnachtsdilogie, die der nachmalige Fortkritiktor, mit einem Bekenntnis, in einer abgelegenen schneeweißen Wehnachtskapelle vorbringen durfte.

Einer Doktorarbeit wert wäre der Sinnwandel in Chielas Prosa: von der, wenn auch fast geliebt und sicher fahenzicht, überreichen, getragenen Prosa der Islorie e favole, zur einfachen, queltzlichen der Racconti puerili, des Tempo di marzo, zur ebenio farbenhalten wie geteibeten der Racconti del mio orlo, zur patellarig nüancierten der Sant Amarrilide, zur knappen, netwigen der Racconti del passato prossimo, bis zur wülig gelösten, lästigen, bei aller Selbstgang ungeschöten Prosa dieses jüngsten Bekenntnisses. Dieses „Protokoll meiner Selbstgespräche“, Scheinbar eine naturgegebene Prosa, indes, durch laßzählneleses läuterndes Erleben geworden, durch nimmermüde Selbstbepflüpfen ergrünen. Eine Prosa, die unferer kleinen itafienfischen Provinz zur Ehre gereicht, dem Telfiner Schriftstellernachwuchs zum eindringlichen Vorbild. E. R. Baragiola

* Monabadori, Mailand 1944.



immer noch trübselig,
immer noch
schweizerisch

aus nicht vereinzelt da. Ein Blick in die Entwicklungsgeschichte des eidgenössischen Militärsystems vom 17. bis 19. Jahrhundert zeigt, daß die Frauen in vielen eidgenössischen Orden grundfähig von der Wehrpflicht erfaßt wurden. Von der persönlichen Dienstpflicht befreit, hatten sie doch einen Erlaßmann zu stellen, einen Geldbetrag zu bezahlen oder einen Harnisch zu liefern. Diese Ersatzleistungen der Frauen erklären sich aus der Verpflichtung der Bürger und Untertanen, ihre Leistung, die von der zuständigen Behörde auf Grund des Kriegszustandes zum Zwecke der Landesverteidigung gefordert wurde, zu erfüllen.

Widerorts war auch die Wehr- und Harnischpflicht dringlich gefordert. Jedes Haus, oder, wo ein solches mehrere Wohnungen besaß, jeder Stadt, mußte einen Mann stellen. Im Wallis zum Beispiel waren außer den Beamten und Untertanen auch die Weiber verpflichtet, für die Leistung des persönlichen Kriegsdienstes einen Mann im Alter von 20 bis 45 Jahren als Ersatz zu stellen und diesen auf ihre Kosten zu kleiden, zu bewaffnen und für den Fall eines Ausmarsches zu einer Musterung oder ins Feld auch so lange zu begleiten, bis er in die allgemeine Bewöschung und Verpflegung eintrat.

Trotzdem Jahrhunderte hindurch am Grundgesetz festgehalten wurde, daß die Wehrpflicht nur durch eine persönliche Dienstleistung erfüllt werden könne, scheint Zürich schon Ende des 14. Jahrhunderts eine Ersatzleistung in Geld gefordert zu haben, wobei auch Witwen und selbst feuerpflichtig waren. Am 16. und 17. Jahrhundert wurde in Genf und in Bern von jenen Bürgern, welche die Tormache nicht bezogen, eine Ersatzsteuer erhoben, die auch Frauen und Töchter entrichten mußten.

In vielen Kantonen wurde im 19. Jahrhundert eine sogenannte Montierungssteuer bezogen zur Deckung des Finanzbedarfes für militärische Zwecke. Erhöhen die Frauen ordentlichweise, das heißt im Frieden nicht wehrpflichtig waren, mußten sowohl in Basel wie in Schaffhausen die Witwen und unerwerbstätigen Weibspersonen, die einen eigenen Haushalt führten oder eigenes Vermögen besaßen, die Montierungssteuer erlegen. Im Kanton Uri sollten Haushaltungen, welche nur aus Personen weiblichen Geschlechts bestanden, und einiges Vermögen besaßen, „die folglich nichts zur

Verteidigung des Vaterlandes beitragen“, bei einem Auszug zur Bezahlung einer Wehrsteuer verpflichtet werden. Auch die Frauenkrieger sollten in einem solchen Fall vom Kriegsrat mit einem angemessenen Beitrag belegt werden. Mit dem Aufkommen der Wehrrechte und mit der Wandlung des Montierungsbeitrages zu einer Dienstverpflichtung, verstand diese Besteuerung der Frauen für das Wehrwesen von selbst. Man sah wohl schon damals ein, daß eine solche Belastung der weiblichen Personen zu sehr dem Grundgedanken „Gleiche Rechte, gleiche Pflichten“ zuwiderlaufen würde.

An diesem Zusammenhang sei noch ein Kuriosum festgehalten: Während des 18. Jahrhunderts galt im ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft die Vorschrift, daß kein Wehrpflichtiger getraut werden dürfe, der sich nicht über den eigenen Besitz der ordnungsmäßigen Waffen, Ausrüstungs- und Befleibungsgegenstände ausgemessen habe. Der Bräutigam mußte sich bei der Anmeldung des Ehevertrages beim Pfarrer darüber ausweisen, daß er seiner Ausrüstungspflicht nachkommen war. Außerdem mußte er zur Erzeugung in voller Uniform erscheinen, meist mit dem Untergewehr. Im Zug zum Beispiel hatte sich ein Mäzge, der heiratete, in der ordnungsmäßigen Montur und Ausrüstung — auch mit dem Feuererimer — vor den Samstagstag zu begeben und daselbst mit der Erlaubnis zur kirchlichen Trauung nachzugehen. In verschiedenen Kantonen des Solothurnischen mußte sich jeder Bräutigam vorerst in Uniform und Bewehr dem Landvogt vorstellen.

Aus „Die Wochen-Zeitung, Zürich“.

Kleine Rundschau

3. Musikalischer Ferienturs in Davos

szv. Die Kunstgesellschaft Davos wird vom 29. Juli bis 9. August einen musikalischen Ferienturs durchführen, der „Johann Sebastian Bach und seiner Zeit“ gewidmet ist. In einem Vortragszyklus wird Prof. Dr. M. C. Cherubini das musikalische Schaffen in Deutschland, Italien, Frankreich und England am Anfang des 18. Jahrhunderts darlegen, um dann Leben und Wirken des großen deutschen Meisters der Kirchen-Orchester- und Kammer-Musik zu schildern und anhand von musikalischen Beispielen zu illustrieren. Bernhard Henning leitet den Kurs für Orgelklang und Chorleitung und Dr. Fritz Morel einen solchen für kirchliches Orgelspiel. An sechs Vortrags- und Chorproben werden Prof. Georg Kutenkampff die Teilnehmer in das Wesen der Werke für Violine einführen, während Doris Wäh den gelangspädagogischen Kurs leiten wird. Als Gast für Konzerte wirkt Dr. Edwin Fischer mit. Parallel zum Kurs werden im großen Konzertsaal des Palace Hotels vier Konzerte veranstaltet, worauf der Kurs im Kirchenkonzert zu St. Johann seinen Abschluß findet.

Moderne holländische Kunst in Lausanne

Seit dem Ende der Feinbildereien wurden in Lausanne schon verschiedene Ausstellungen ausländischer Kunst veranstaltet. Das Publikum wandte ihnen jedesmal großes Interesse zu, war hier doch die Möglichkeit geboten, mit den Geistesströmungen von Ländern bekannt zu werden, mit denen die Schweiz jahrelang eine direkte Verbindung mehr gehabt hatte. Am 29. Juni wurde nun im Kunstmuseum Lausanne eine Ausstellung moderner holländischer Malerei und Bildhauerei eröffnet, in der höchst bedeutende Werke aus Privat- und öffentlichen Sammlungen gezeigt werden. Wenden Besucher wird es auf Grund dieser Veranstaltung lauten, Vergleiche zwischen schweizerischer und holländischer Kunst anzustellen. Er mag es ruhig tun und wird jedenfalls reichen Gewinn daraus ziehen; denn dabei wird er sich nicht nur besser der Eigenart und Beschaffenheiten, sondern auch der Gemeinsamkeiten bewußt, die den künstlerischen Richtungen beider Länder innewohnen.



Gertrude Areh „Die Frauen um Napoleon“. (Alfred Eberz-Verlag, Bern 1946.)

Das bekannte und verbreitete Buch „Die Frauen um Napoleon“ von Gertrude Areh, der Verfasserin mehrerer geschichtlicher Ausgaben: „Napoleon und Gräfin Walewska“, „Königin Louise“, „Marie Louise“, „Memoiren der Frau von Staël“, „Memoiren der Gräfin Kleinsorge über Napoleon I.“ liegt im Alfred Eberz-Verlag als Neuauflage vor. Gezeigt von der Sympathie der Autorin für den Kaiser Frankreichs, liegt es sich wie ein spannender Roman, der jedoch auf geschichtlich-dokumentarischer Grundlage fußt, sich jenseits in ein wenig breit sich ausspannenden Details und vereinzelt Indiscretionen verleitend, die Auswahl buntere Porträts von Frauen an uns vorüberziehen läßt, die erotische oder geistige Beziehungen zu Napoleon hatten. Unter dieser Gestaltung finden wir vor allem in ausführlicher Schilderung Josephine, der Napoleons inwüchsigste Liebe galt, während ihre eigene Leidenschaft im Götzen seiner Gefühle erlosch; die polnische Gräfin Marie Walewska, die mit ihrem Zartgefühl dem Kaiser bis zuletzt treu gefamte Freundin; Marie Louise als Gattin und Mutter, die sich im Unglück von ihm abwandte; daneben die „Frauen des jugendlichen zu militärischen Ehren Aufsteigenden; die „Maitresses“, die „Sofamamen“, und endlich in besonderer Stellung die schicksalhaften Frauen am Hof Napoleon: Laura Russo, Frau von Staël und Frau von Remusat, die sich

„Guets Brot“
„Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 65 44
Forchstraße 37	Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72

zuletzt aus verlegter Eigenliebe gegen ihn stellen; die Gräfin Charlotte von Kleinsorge mit ihrem fanatischen Napoleon-Kultus, und als letzte: die englische 14-jährige Betty Balcombe, die ihm in seiner Gefangenenshaft auf Sant Helena noch große Zuneigung bezeugte.

Napoleon ertrag weder die Frau, die sich in die Sozialisten und die politischen Angelegenheiten mischte, noch die Intellektuell-Geistige; er verlangte sie als Liebende und Mutter und in ihrer Singabe Tugendhafte, und in ihr a l l e i n brachte er seine warmen und beschützenden Gefühle entgegen. A. Suzanne Albrecht.

Radio-Sendungen für die Frauen

sr. In der Sendung „Kleine Frauenprobleme“, die Montag, den 5. August um 13.30 Uhr zu Gehör gebracht wird, spricht Ulfina Benz über „Wohnt Du vernünftig?“ und Geda Frey über „Sadgeld oder nicht?“, „Motters und probiers“ heißt Donnerstag, den 8. August um 13.30 Uhr auf dem Programm. Am 8. August, 2. Hälfte Frauenstimmen“, der Freitag, den 9. August um 13.30 Uhr zur Liebertragung kommt, singt Marianne Anderson Kompositionen von Martini und Verdi. Anschließend folgt um 13.30 Uhr die Sendung „Für die Frauen“.

Redaktion
Frau E. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68,
Winterthur, Tel. 2 68 69.
Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin
Dr. med. h. c. Elise Züblin-Spiller, Rütliweg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo“
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE AG. ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

J. Leutert
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHLI, SOHN
ZÜRICH

ZURICH I
Theaterstrasse 2
Tel. 24 26 78

Schöne Hütte

Wer hilft mir?
Hausmutter eines mittelgroßen Internates für schwerhörige Schulkinder sucht eine Stütze und Stellvertreterin für den Haushalt. Herzlichen Dank für jede Vermittlung!
Frau Geller, Landenhof, B. Aarau.

Welche frohmütige
Hausbeamtin
Haushaltlehrerin
oder in der Küche erfahrene Haustochter hätte Lust, für 6-8 Wochen in einem Landhaus, im Kt. Zürich, mit 8 Ferienkindern, zu helfen?
Guter Lohn und Familienleben. Eintritt möglichst sofort.
Handschriftliche Offerten an Frau Dr. Haemmerli-Schindler, Hohenbühlstr. 1, Zürich 7.

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schönendste Behandlung bei billiger Berechnung.
Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche

Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Eimalzin
hält den L-L-Rekord!

Das ist der Leicht-Löslichkeits-Rekord. Eimalzin ist so knusperiger Struktur, daß es sich sogar ohne Geschüttel und Gerüttel in kalter Milch oder kaltem Wasser gänzlich auflöst. — Sie brauchen es nur leicht umzurühren —

Eimalzin kalt in Wasser oder Milch
Erfrischung, die gleichzeitig Nahrung ist!

Fragen Sie die Eimalzianer!
Friedenspreis Eimalzin
500 g-Büchse 2.50 Typ A süß
Typ B herb
Büchse 432 g jetzt Fr. 2.20 statt Fr. 2.50

MIGROS
Zufolge des enormen Umsatzes fangen die Büchsen an zu fehlen. Bitte geben Sie die gebrauchten Büchsen sofort zurück! Eimalzin ist erhältlich in allen Filialen und an den Verkaufswagen

Schlör und obi
SÜSSMOST